

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 4.

Mittwoch, den 13. Januar 1864.

II. Jahrgang.

Die „Breslauer Hausblätter,“ auf welche noch fortwährend abonniert werden kann, erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Königl. Post-Anstalten für 14 Sgr.; in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Welthandel.] Es wäre wirklich possirlich, wenn es nicht gar zu traurig wäre! Während bei Gelegenheit der holsteinischen Angelegenheit Deutschlands Ehre, Selbstständigkeit, Recht und Macht die Stichworte abgeben, um die Gemüther in gehörige Wärme und Aufregung zu versetzen und den Siedegrad herbeizuführen, während zugleich des Augustenburger's deutsche Gesinnung und nebenbei seine „legitimen“ Erbansprüche gründlich in den Prospekt gestellt werden, wendet sich dieser „deutsche“ Herzog bittflehend an den „französischen“ Kamperöhr, damit der „Franzose,“ der auf den Trümmern legitimer Throne seine Herrschaft aufgebaut, den Deutschen „legitimen“ Thronfolger protegire und der „Fremdherrscher,“ der gefährlichste Widersacher deutscher Größe und Macht, sich in eine „deutsche“ Angelegenheit einmische, wo dann „Deutschlands Machtwachsthum“ sicher das Letzte ist, was vom Franzosen besorgt wird. Ja noch mehr! Der Herzog Friedrich steht nicht bloß an der französischen Hofthüre und ruft den Fremden in's deutsche Haus zum Mitsprechen und Mithandeln, er beruft sich in seiner mit größter Devotion eingereichten Petition als Unterstützungsggrund auf das „Nationalitätsprinzip,“ dessen sich in neuester Zeit die zahme und wilde Revolution als Mauerbrecher gegen alle „Verträge und legitime Herrschaften“ bedient und das thut der Herzog, der sich auf die „Älteren“ Verträge mit Dänemark für seine Erbfolge und auf sein „legitimes Erbrecht“ beruft. Ja noch mehr! Er legt Berufung an den Franzosenkaiser ein, während er dem „deutschen Bunde“ die Verpflichtung zuerkennt, seine und der Herzogthümer Rechte zu wahren und geltend zu machen und während er in Paris bittend anklopft mit dem Klopfer des Nationalitätsprinzips, wollte er gleichzeitig Preußen und Oesterreich für seine „legitimen Rechte“ begeistern, dieselben Staaten, welche bei der Durchführung des Nationalitätsprinzips eine „Amputation“ erleiden müßten, die ihre Lebensform so verändern würde, daß sie fernerhin mit Baiern, Baden und den andern Kleinstaaten beinahe an „Machfülle“ die Concurrenz eröffnen könnten. Die beiden Großstaaten scheinen auch über diese Perspektive absonderlich erbaut zu sein und sind seither in der Gunst für den Augustenburger einen guten Schritt zurückgegangen und halten mehr denn je den Exekutions- Standpunkt in der

holsteinisch-dänischen Streitsache aufrecht. Sie sind um so mehr irritirt, als Friedrich diesen Standpunkt durch sein Auftreten in Holstein und durch die Annahme von Huldigungen thatsächlich angreift, neben dem Bund und den beiden Großmächten selbstständig agitirt und nicht übel Lust hätte, mit einem eigens geschaffenen Heere seine Erbansprüche zu verwirklichen, wobei er es natürlich gern hätte, wenn ihm der „deutsche Bund“ den Rücken deckte und die „fremde“ Dazwischenkunft für Dänemark, die er für sich von Napoleon selbst erbeten, heimlichste. Wie er mit diesen Schritten sich den beiden deutschen Großmächten möglichst entfremdet, so hat er in den deutschen Kleinstaaten sich einen Anhang erworben, welcher die kleinen Regierungen treibt, für Friedrich's Erbrecht in Holstein am Bunde einzutreten und es auf einen Krieg selbst mit dem Ausland ankommen zu lassen. Am „Bunde“ sind daher auch Preußen und Oesterreich mit ihrem Antrage auf Entfernung Friedrich's aus Holstein überstimmt und abgewiesen worden, so daß der Präsident sich bundesmäßig weiter huldigen lassen kann, worüber sich denn die Groß- und Kleinstaaten wenigstens schriftlich offiziell und offiziös in die Haare gerathen sind, so daß die holsteinische Sache die „deutsche Ehre, Einigkeit, Größe und Macht“ schon merklich vergrößert hat, indem wir einen recht ekelhaften „deutschen Jank“ vor uns haben, wobei die Confusion täglich wächst und an Stelle der früheren Legion Geheimräthe eine Legion Confusionsräthe dem deutschen Vaterland auf die Beine zu helfen sucht. Während Preußen und Oesterreich sich vom „deutschen Bunde“ in der holsteinischen Erbfolgesache nicht majorisiren lassen wollen, womit sie zeigen, daß dieser Bund für sie nur das zu sagen hat, was sie wünschen, daß er also eine Scheinmacht ist, welche lediglich die Bestimmung hat, um das Haupt der Großmächte eine Art Heiligenschein von Machfülle zu verbreiten, sind die bundesvertretenden Kleinstaaten meist anderer Meinung und wollen als „deutsche Mittel-Staaten-gruppe“ eine dritte deutsche Großmächtigkeit herausbilden, so daß wir am Ende der gegenwärtigen Handel statt des gezwungenen noch vielleicht ein gedreiheltes Deutschland herausbekommen, wenn es nicht gar geviertheilt wird. Denn so sehr wir wünschen, daß Deutschland sich ermanne und sich in Einheit zusammenschließe zum Schutz deutscher Interessen und Rechte

in Schleswig-Holstein, so ist doch die wirklich bei dem jetzigen Verhalten der beiden Großmächte sehr unwahrscheinliche Gefahr eines Krieges mit dem Ausland nicht unbedenklich für Deutschlands Grenzen selbst, weil wahrscheinlich ein solcher deutsch-europäischer Krieg zugleich in Italien, Ungarn, Polen Feuer in's Pulver werfen und wenigstens Oesterreich in die größte Bedrängniß bringen würde. Wenn dieses sich scheut, ohne die größte Noth anzubinden, so kommt seiner Haltung zu Gute die bei jeder großen Entwicklung entstehende Gefahr für seine Existenz, und sein Vertrauen auf deutsche Hilfe muß sehr herabgestimmt sein, seit ihm 1859 das Geschrei der Kleinstaaten so wenig geholfen, wie das thatlose Zuschauen Preußens und seit es auch 1863 in Frankfurt sich überzeugt, daß die „lieben Kleinen in Deutschland“ wohl mit „Redensarten“ mächtig in's Zeug gehen, dann aber sich allgemach retiriren, sobald ihnen die zweite deutsche Großmacht den Daumen auf's Auge setzt. Ob auch ein größerer Krieg Preußen nicht in seinen polnischen Landen und am Rhein gefährde, das wolle man sich selbst sagen. Wir begreifen daher die reservirte Haltung der beiden Großmächte und bedauern, daß Deutschland in einer Lage ist, die kaum ohne große Gefahr für dasselbe eine große Aktion zuläßt. Es ist dabei der Demüthigung nicht bios vor Frankreich ausgesetzt, dessen Kaiser durch das Zusammenziehen der Augenbrauen allen Potentaten eine wahrhaft lächerliche Furcht einflößt, sondern auch vor England, das sich in seiner ganzen Prahlerei und Klegelhaftigkeit in dem deutschen Streit mit Dänemark aufhüt und es wagen darf, gegen Deutschland die erbärmlichsten Drohungen auszustößen. Für dieses Krämerkomme kommt in Holstein vorzüglich die Furcht vor einem dereinstigen Aufschwung einer deutschen Seemacht als Handelsconcurrentin in Betracht, gerade ein rechter Grund für Deutschland, sich Holsteins zu vergewissern, soweit es darauf ein Recht hat. Es ist schmachlich, wenn Deutsche sich, wie geschehen, zu Verfechtern englischer Prätenstionen auf dem Meere hergeben und sich selbst dazu verurtheilen, auf dem Prokrustesbett verstümmelt zu liegen.

Da die Freundschaft Frankreichs und Englands längst bios durch die Nothwendigkeit der gegenseitigen Beaufsichtigung und Behinderung zusammengehalten wird, so vermuthet man, daß Napoleon eifrig an einer Alliance mit Rußland arbeitet, was gar nicht unwahrscheinlich, da die polnische Sache, früher in Frankreich auf dem Tapet, wie jetzt in Deutschland die holsteinische, ganz aufgegeben scheint, indem der Ruß in Polen schaltet und vergewaltigt nach Herzenslust, worüber sich kaum noch ein Schreibefinger rührt. Und doch ist das, was Dänemark an Schleswig-Holstein gethan, eine wahre Bagatelle gegen den russischen Despotismus mit seinen Vertragverletzungen, Gewaltthaten, Heucheleien, Lügen und Brutalitäten. Wir verabscheuen die von Seiten eines Theiles Jungpolens begangenen Gräuelt, die ganz aus dem Geiste der modernen Revolutionsgrundsätze hervorgegangen sind. Aber schmachvoll ist es, wenn man einem niedergetretenen Volke Hoffnungen auf sein Recht macht und dann, wenn es tiefer im Unglück, sich zurückzieht und es der Willkür seines Drängers überläßt. Hatten wir nun Recht, als wir Anfangs des polnischen Aufstandes

wiederholt betonten, daß Polen dabei Alles auf's Spiel setze, daß sein Vertrauen auf auswärtige Hilfe eine Täuschung sei, daß es auf dem Wege der Agitation für nationale Reformen hätte verharren und namentlich nicht mit den Mitteln der entarteten Revolution seinen alten Glanz hätte besudeln sollen?? —

Im Kirchenstaat ist es in der Nähe von Albano zwischen französischen und päpstlichen Soldaten zu blutigen Auftritten gekommen, wobei mehrere päpstliche getödtet wurden. Nach den zuverlässigsten Berichten fällt die Hauptschuld auf französische Seite. Der Friede zwischen Franzosen und Römern wird sicher dadurch nicht zunehmen.

Der Franzosenkaiser scheint nun doch die Genugthuung erleben zu sollen, in Mexiko seinen österreichischen Maximilian auf den Thron erhoben zu sehen, ohne daß Nordamerika eine feindliche Haltung gegen diesen neuen Kaiserthron einnehme. Maxel will angeblich demnächst dahin absegnen. Der Advokat Juarez mit seinen Banden hält gegen die Franzosen nicht Stand und wird wohl schließlich verbienstermaßen das Weite suchen. Einem solchen Subjekt gegenüber muß die Franzosenherrschaft allerdings als eine ordentliche Erlösung erscheinen und wenn der neue Kaiser mit Verstand und Energie regiert, wird es ihm in Mexiko an einer mächtigen Stütze in dem bessern Theil des Volkes nicht fehlen.

Ein in Nordamerika bekannter Publizist äußert sich über die dermaligen Zustände seines Vaterlandes folgendermaßen: „Ich hasse mein Vaterland. Ich verabscheue diesen Krieg; er hat allen Reiz für mich verloren, gleichviel wer siegt. Da ist kein Ruhm zu holen, denn es ist Brudermord. Das Land füllt sich mit militärischen Abenteurern, die vor zwei Jahren Stiefeln putzten, und es füllt sich mit einem großen Heere von Lieferanten und Speculanten. Der Krieg hat Alles außerordentlich vertheuert. Gold und Silber sieht man nur als Schmuck, mit dem sich die feinen Philister reich genug behängen. Ein Lieferant von grobem Tuch ist angesehen, auch wenn er nicht einmal seinen Namen buchstabiren kann. Jedermann will sich durch den Krieg bereichern. Der Tagelohn ist sabelhaft hoch; der Arbeiter bekommt täglich 2—3 Dollar, die Magd 10 Dollars. (!!) Arbeiter sind trotzdem schwer zu haben. In unserem Lande geht Alles brunter und drüber. Es ist das Paradies des Pöbels. Nirgendwo ist Würde zu treffen. Je mehr Menschen im Kriege fallen, desto wohlter fühlen sich die zu Hause Gebliebenen. Auch nicht einmal ein Schein von Patriotismus ist vorhanden; Niemand will in den Krieg ziehen, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß er getödtet, oder im Hospitale sterben, oder für sein ganzes Leben verstümmelt wird, oder daß sich seine Verhältnisse zerrütten. Trifft das Loos einen Gentleman, so zahlt er einen Ersatzmann; trifft hingegen einen „Paddy“ das Loos, so muß er sein Blut vergießen; er wird als Sklave, ja als Sträfling behandelt. Wir ertragen das; denn wir sind entschlossen, den Süden zu bezwingen und die Sklaverei abzuschaffen. Der Süden hält gleichfalls aus, denn es erübrigt ihm nichts als die Knechtschaft und Armut seines Volkes. Die „Kavaliere“ (die Südlischen) werden Sklaven und Pöbeler, wenn sie nicht siegen. Wie können aber Zwei siegen über Vier? (Die Südlischen sind bekanntlich numerisch viel

schwächer als die Nördlichen.) Unser Land ist ein Lager, man spricht von nichts als vom Kriege. Hat ein General Unglück, so geht's ihm schlecht; dafür haben wir den Militär-Despotismus; die Generale erschießen Deserteure wie das liebe Vieh. Das Alles darf man hier nicht offen sagen, sonst nennen einen die Leute einen Verräther. Die Regierung beendet einen Krieg nicht, der so viel Gewinn bringt; der Finanzminister soll reich geworden sein; Lincoln erzählt seine Geschichten und fühlt sich glücklich. Das Land florirt, sagt er; ja wohl, weil wir mit grünem Papiergelde überschwemmt sind. Amerika ist das theuerste Land geworden. Der Krieg wird nicht enden, bis nicht der Süden vollständig zu Grunde gerichtet, und der Norden selbst dezimirt ist. Zum Entgelt werden wir die Sklaven frei machen (?), damit sie verhungern und Spekulanten ungeheure Reichthümer anhäufen.“ Ein nach Amerika ausgewanderter Tiroler, der diese Zeilen überschickt hat, bemerkt am Schlusse weiter nichts als: Unsere Zustände sind im Vorausgehenden ganz richtig dargestellt; Sie können daraus auf die völlige Auflösung aller politischen und sozialen Ordnung in den nordamerikanischen Freistaaten schließen. Das nennt man „republikanische“ Wirthschaft!

Prinz Louis Napoleon auf dem Arenaberge.

(Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.)

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1832 eröffnete der Prinz seine schriftstellerische Laufbahn; hatten ja auch Friedrich II. und Napoleon I., die beiden politischen und militärischen Größen der Neuzeit, mit politischen Schriften, der eine mit dem *Souper de Beaucaire*, der andere mit dem *Antimachiavelli*, in ihrer Jugend die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen erregen wollen, und Prinz Louis Napoleon war mehr als beide entschlossen, eine politische und militärische Größe zu werden. Also erschienen seine „*Réveries politiques*“ („Politische Träume“ kann man nicht übersehen, weil mit Traum die Vorstellung des Ungereimten verbunden ist, eher „Politische Phantasien“, wie unser *Zust. Mäßer patriotische Phantasien* schrieb); sie blieben aber gänzlich unbeachtet, denn eine wunderliche Amalgamirung des Napoleonismus und Republikanismus war vor 30 Jahren noch nicht nach dem Geschmack des französischen Publikums, es hatte noch immer satt an der Erinnerung an die blutigen Zeiten der Republik und des Kaiserthums, wollte weder die Rückkehr des einen noch der andern und kümmerte sich nicht um die Napoleoniden, seitdem „der Sohn des Mannes“ (*le fils de l'homme*) 1832 in Schönbunn gestorben war. Schon 1833 erschien des Prinzen zweite Schrift „*Considérations politiques et militaires sur la Suisse*“ (politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz), aber selbst die Schweizer nahmen von diesen Betrachtungen selten Kenntniß und die es thaten, ärgerten sich, wenn sie dem echten Schläge angehörten. Frankreich erscheint da natürlich als der Träger der Freiheit und Civilisation gegen Rußland und Oesterreich, welche die ganze Welt mit Slaverei und Finsterniß schlagen möchten. Die kleine freie Schweiz kann

sich neben diesen Ungeheuren nicht aus eigener Kraft erhalten, darum kann sie nichts besseres thun, als sich innig an Frankreich, das freigewordene, anschließen. Ich zweifle, ob man in Deutschland auch nur erfuhr, daß eine politische Schrift von dem jungen Napoleon erschienen sei, wie überhaupt die deutsche Presse von ihm sehr wenig Notiz nahm. Wenn ich mich recht erinnere, so tritt er in ihr nur zweimal unabhängig von der italienischen Revolution und dem Straßburger Attentate auf, beidemal in einem vielgelesenen, belletristischen, süddeutschen Wochenblatte. Das erstemal wird Sir Hudson Lowe, der Wächter des Gefangenen auf St. Helena, bis zum Tode in einer Höhle des Alpengebirgs geängstigt, zuletzt aber mit Verachtung seinem Rufe oder dem Fluche seines Namens überlassen. Das zweitemal geschah es (1835) in einem mit „Arenaberg“ überschriebenen Artikel; darin klang die Meinung durch, es sei in dem schmucken Schloßchen am Untersee politisch nicht ganz geheuer. Davon wurde auf Arenaberg sogleich Act genommen und erwiedert, daß man da nur seinen Studien lebe, militärischen nämlich und historischen. Daß der Prinz sich mit der Artillerie beschäftige, konnte man recht wohl sehen und hören; er schenkte z. B. dem Canton Thurgau, der ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen hatte, 2 Sechspfünder, obwohl der Canton damals noch keine Artillerie zum eidgenössischen Heer zu stellen hatte; man sah auf dem Arenaberg leichte Geschütze neuester Construction, und von da herab feuerte er manchmal auf den Untersee und ließ Kanonenkugeln auf dessen Oberfläche ricochetiren, was seit 1799 nicht mehr der Fall gewesen war. Im Jahr 1835 erschien das „*Mannuel de l'Artillerie*“, zunächst als Handbuch für Schweizeroffiziere dieser Waffe bestimmt. Einige französische Journale nahmen von diesem Werke Notiz, indem sie bemerkten, der Prinz Louis Napoleon habe etwas gelernt. Man ließ ihm aber damals selbst diese Ehre nicht ganz unverkümmert, indem von Constanz aus verlautete, in dem Handbuche der Artillerie sei alles, was tiefere mathematische und physikalische Kenntnisse voraussetze, von Professor Lachmann in Constanz ausgearbeitet worden. Dieser, ein sehr begabter und lebenswürdiger junger Mann, gab an dem Lyceum in Constanz mathematischen und physikalischen Unterricht, wurde oft täglich von der prinziplichen Equipage abgeholt und wieder beigebracht, wie auch sonst der Prinz gern mit ihm verkehrte und ihm dann und wann etwas in die Naturaliensammlung lieferte. Der gute Professor brachte in der Regel von Arenaberg ein hochgeröthetes Gesicht und leuchtende Augen mit; denn der Prinz stellte Flaschen feurigen Weines auf, und der Professor bewies zur Freude des Prinzen eine ausgesprochene Vorliebe für den edlen Saft. Zu seinem Unglück hatte der Mathematiker auch die Zuneigung eines reichen Dilettanten in den Naturwissenschaften gewonnen, der gleichfalls guten Wein hatte und gern mittheilte; der gute Lachmann wurde durch solche Spenden nervös angegriffen, zuletzt gisteskrank und starb frühe. Lachmann rühmte sich niemals, daß er an dem Handbuche der Artillerie etwas gearbeitet habe, sondern sprach sich im Gegentheil über Charakter und Talent des Prinzen nur günstig aus, was man jedoch nicht besonders anrechnete, denn der herzensgute Lachmann liebte und lobte jedermann, der ihn in Ruhe ließ. Jetzt ist jedermann überzeugt, daß der Prinz Louis

Napoleon am Untersee nicht umsonst kanonirte und studirte; die gezogenen Kanonen und Panzerschiffe sichern ihm seinen Platz in der Geschichte der Artillerie und Kriegsmarine. Es ist eine Frage, ob er die gezogenen Kanonen eingeführt hätte, wenn er nicht mit der gezogenen Scheibenbüchse vertraut gewesen wäre. Im Flecken Ermatingen, am Fuße des Arenaberges, war eine Schützengesellschaft, die sich fleißig im Scheibenschießen übte, und der Prinz Mitglied derselben. Der Büchsenhütze muß mit der Construction und Handhabung seiner Waffe ganz vertraut sein, er muß sie gewissermaßen studiren; er kennt die Ueberlegenheit des gezogenen Rohrs über das glatte genau, er ist fast begeistert für sein ferntreffendes Geschöß, daher muß er, wenn er es mit der Kanone zu thun hat, auf den Gedanken kommen, auch dem Kanonentrohr Flüge zu geben. Der Prinz war nicht der erste, der den Gedanken faßte und ausführte; im Zeughause zu Zürich stand längst eine Kanone, von einem Füssli im vorigen Jahrhundert gegossen, die gezogen ist und die Inschrift trägt: „ich bin eine Jungfrau wohlgestalt, und wer mich küßt, der wird nicht alt.“ Jedenfalls hat der Prinz dieses Geschöß gesehen, und vielleicht hat der halbgelungene Versuch Füsslis ihn zu neuen Versuchen bestimmt.

In den letzten Jahren seines Aufenthaltes im Thurgau war er Präsident des Cantonalerschützenvereins, leitete als solcher das jährliche Cantonalerschießen und führte seine Gesellschaft zum eidgebüsslichen Schießen in St. Gallen. Bei diesen Gelegenheiten bewegte er sich im vollen schweizerischen Volksleben und verstand es auch, ohne sich etwas zu vergeben. Er war bei einem Cantonalerschießen (1833 oder 1834), wo ihn Pfarrer Thomas Bornhauser (seitdem in Bußnang gestorben) von Arbon harangirte. Dieser Pfarrer war Führer der demokratischen Bewegung, die 1830 die alte Verfassung umwarf, eine poetische Natur, feuriger Redner mit einem trefflichen Organe, zum Volksredner geschaffen, wie nicht bald einer (mit seiner gedungenen Gestalt und mächtigem Kopfe dem Robert Blum ähnlich, dessen Auftreten bei der Heidelberger Volksversammlung, letzte Juliwoche 1848, an Bornhauser erinnerte). Der Pfarrer und damals fast allmächtige Volksmann wandte sich in der Festhütte bei dem Gelage mit den Worten an den Prinzen: „Wenn Sie einmal Kaiser von Frankreich sind, so werden Sie der Schweiz freundschaftlicher begegnen als Louis Philippe, der das Land seines Ayls so unmanierlich behandelt.“ Der Prinz entgegnete, daran sei nicht zu denken, daß er einmal an der Spitze der französischen Nation stehen werde, worauf Bornhauser in seiner franken Weise weithin vernehmlich bemerkte: in Frankreich sei alles möglich; Kaiser Napoleon sei republikanischer Artillerieoffizier, Louis Philippe Revolutionär und Flüchtling gewesen und jetzt sei er König von Frankreich; es sei aber undenkbar, daß die Franzosen sich von einem solchen Justemilieupebanten in die Länge würden beherrschen lassen. Der Prinz bejahte die letzte Aeußerung, wie er überhaupt aus seinem Hass gegen Louis Philippe kein Geheimniß machte und sich den Anschein gab, als ob er ihn tief verachte. Gestand er in der Festhütte unter den Schweizern seine Hoffnung, einmal an der Spitze der Franzosen zu stehen, nicht offen ein, so verleugnete er sie sonst nicht so entschieden, und in weinseliger Laune drohte er seinen deutschen Trinkgenossen,

die auf die deutsche Tapferkeit pochten, mehr als einmal: „wenn ich französischer Kaiser wäre, so würde ich euch Leipzig und Waterloo heimbezahlen!“ (Fortsetzung folgt.)

Geistliche Brosamen.

[Das wunderthätige „Vater unser.“] Einst lernte ich einen jungen Mann kennen, von dem ich überzeugt war, daß er nach seinen Aeußerungen und nach seinem Lebenswandel keinen Funken Religion haben konnte. An einem Sonntage, als in der nahen Pfarrkirche gerade der Gottesdienst beendet war, und die Gläubigen mit ihren Gebetbüchern aus der Kirche gingen, fragte ich diesen ungläubigen Mann: „Wann haben denn Sie das letzte „Vater unser“ gebetet?“ Er antwortete: „Gestern Nacht!“ „Das ist unmöglich!“ antwortete ich; „Sie beten! — Sie, mit ihren Ansichten und Grundsätzen! Sie, bei Ihrem Lebenswandel! Wer keinen persönlichen Gott glaubt, kann unmöglich beten.“ „Sie haben Recht,“ entgegnete er, „und doch — ich bete jede Nacht ein „Vater unser“ und wenn ich es nicht beten würde, könnte ich unmöglich Ruhe finden; wenn ich einmal dieses „Vater unser“ zu beten vergesse, so kann ich um keinen Preis schlafen, mag ich auch noch so müde und schläfrig sein. Sie wundern sich, Sie staunen — und doch spreche ich die Wahrheit; auch mir erscheint oft diese Thatsache auf der einen Seite unerklärlich und wunderbar, und doch finde ich sie auf der andern Seite erklärbar, ja sogar natürlich. Hören Sie mich einen Augenblick geduldig an! Meine Mutter selig war eine echt christliche, fromme Frau, die mit ungetheiltem Herzen an ihren Kindern hing (unser Vater war schon früh gestorben) und die uns auf's Sorgfältigste erzog. Noch fast als Knabe wurde ich auf eine höhere Lehranstalt gethan und kam, ich gestehe es offen, durch ungläubige Lehrer und Professoren um den kindlichen Glauben, um die von unserer Mutter selig uns eingepflanzten Grundsätze und um alle Religiosität. Als ich nach langen Jahren nach Hause zurückkehrte, erschrak meine Mutter nicht wenig, mich so verändert zu sehen und kein christliches Zeichen mehr an mir zu gewahren. Sie drang in mich mit Bitten und Thränen und beschwor mich, die verderblichen Grundsätze der Welt zu verwerfen, wieder gläubig zu werden und meine Seele nicht der Gefahr der ewigen Verdammung preiszugeben. Wer weiß, ob meine Mutter nicht über mich gesiegt hätte, wenn ich nicht abermals das elterliche Haus hätte verlassen müssen? Der gute Eindruck, die Nührung und die guten Vorsätze schwanden bald, als ich bald nachher mitten in das Treiben der vornehmen Welt hineingeworfen wurde, und von Religion und Glauben keine Spur mehr sah und hörte. In vollen Zügen frank ich aus dem herausenden Becher der Lust und überließ mich ungestört einem nur selten unterbrochenen Sinnenrausch. Da kommt plötzlich ein dringender Brief aus der Heimath an, der mir die Kunde bringt, daß meine Mutter im Sterben liege, daß sie große Sehnsucht habe, mich nochmals zu sehen und daß ich eilen solle, wenn ich sie noch am Leben treffen wolle. Augenblicklich mach' ich mich auf den Weg, eile heim und trete an das Sterbebett'. Todesmüde reicht mir die Mutter ihre kalte Hand,

sieht mich wehmüthig an, schöpft tief Athem und spricht abgebrochen: „Mein Kind! — vergiß Gott — nicht ganz —! Es giebt — einen Gott — eine Ewigkeit — ein Gericht — ich fühle es — glaube mir — im Tode lügt man nicht —! Bet' wenigstens — täglich — ein „Vater unser“ — für dich und mich —! Versprich mir's — in die Hand!“ Ich beugte mich nieder und küßte ihre kalte Hand, und als ich mich aufrichtete und meiner Mutter in's Antlitz sah, war sie nicht mehr. Das waren ihre letzten Worte; und Das hab' ich ihr auf dem Todbett' versprochen und darum bet' ich täglich Abends ein „Vater unser“ und muß es beten, wenn ich Ruhe haben, wenn ich schlafen will! Ich bin fest überzeugt, daß meine Mutter selig mich täglich daran erinnert.“ — „Und dieses „Vater unser“ ist Ihr Rettungsanker, an diesem „Vater unser“ hängt Ihr Himmel,“ sagte ich, tief ergriffen, zu dem jungen Mann, der ein recht leichtsinniges Weltkind war, das unbesonnen in den Tag hineinlebte, ohne höhere Bedürfnisse, ohne Lebensernst und ohne anderes Lebensziel: als zu genießen. Und siehe da! Nach etwa zehn Jahren erfahre ich, daß dieses Weltkind sich vollkommen bekehrt hat, streng gläubig geworden ist und einen untadelhaften, wahrhaft musterhaften und bußfertigen Wandel führt. Ob nicht das tägliche „Vater unser“ dieses Wunder der göttlichen Barmherzigkeit gewirkt?

[Nichtiges Urtheil.] Der heidnische, römische Kaiser Constantius Chlorus, der Vater des ersten christlichen, römischen Kaisers Constantin, des Großen, wollte die Treue der Christen, die in seinem Dienste standen, erproben und bediente sich hierzu folgender List: er gab den Befehl, daß alle Christen seines Palaßes entweder den Göttern opfern oder ihre Aemter und Würden niederlegen müßten. Etlche opferten, die Meisten aber blieben ihrer Religion getreu und legten Amt und Würden nieder. Was that nun Constantius? Denjenigen, die geopfert, erklärte er: „Ich kann nicht hoffen, daß ihr mir treuer sein werdet, als ihr eurem Gotte waret; und darum verlaßt ihr Ehren und Würden und meinen Palaß.“ Die Uebrigen aber, die ihrer Religion treu geblieben waren, durften in Amt und Würde verbleiben und wurden von diesem heidnischen Kaiser hochgeschätzt.

Die Herrschaft des Mörders von Anbeginn und die Ermordung der Königin von Frankreich.

(Geschichte der Königin Maria Antoinette von Edmund und Jules de Goncourt.)

1. Die Königin im Gefängnisse.

Der Convent der Republik Frankreich hatte dem Könige Ludwig XVI. während seines Prozesses verweigert, seine Familie zu sehen, die mit ihm in denselben Gefängnisse des Tempelhofes sich befand; er wagte es aber nicht, dem Beurtheilten am Vorabend seines Todes dieses Verlangen abzuschlagen.

Im Speisesaale des Königs sollte die letzte Unterredung stattfinden; der Justizminister hatte es so bestimmt. Der Saal war leer, die Tafel servirt, die Stühle standen an den Wänden; auf einem Tische stand eine Caraffe mit Wasser und ein Glas; — Ludwig XVI. hatte an Alles gedacht; die Königin konnte ja ohnmächtig werden.

Am 20. Januar 1793 um acht Uhr öffnet sich die Thür. —

Die Königin mit ihrem Sohn an der Hand, ihre Tochter mit der Prinzessin Elisabeth stürzen sich in die Arme des Königs. Die Königin will ihren Gemahl in sein Zimmer ziehen. „Nein,“ sagte der König, „ich darf Euch nur hier sehen!“ —

Man geht in den Speisesaal. Die Beamten sind auf ihrem Posten hinter den Glathüren und dem Verschlage; sie können Nichts hören; aber sie können diesen Schmerz beobachten, dieses großartige Schauspiel, welches steinerne Herzen weinen machen könnte.

Schluchzen waren die ersten Worte. — Die Königin sitzt zur Linken des Königs, Elisabeth, die Schwester, zu seiner Rechten; die königliche Prinzessin ihm fast gegenüber; der Dauphin Ludwig steht zwischen seinen Knieen.

Der König spricht. Nach jedem Satz brechen die Königin, Elisabeth und die Kinder in Schluchzen aus. Nach einigen Minuten spricht der König von Neuem, und auch die Thränen folgen wieder. — Alle beugen sich. Der König segnet seine Frau, seine Schwester und seine Kinder. — Die kleine Hand des Dauphins hebt sich empor; der König läßt seinen Sohn schwören: „Denen zu verzeihen, die seinen Vater zum Tode brachten.“ — Dann kein Wort mehr. — Nichts, als ein Schluchzen dieser ganzen Familie.

Eine Viertelstunde später — es war zehn ein Viertel Uhr — erhebt sich der König. Mit einer Hand ergreift die Königin seinen Arm, mit dem andern nimmt sie den Dauphin an der Hand. Elisabeth und die königliche Prinzessin hängen sich an den König, und so macht man, eng an einander gekettet, einige Schritte. An der Thür weinen die Frauen von Neuem.

„Ich versichere Euch,“ sagt der König, „daß ich Euch morgen um acht Uhr sehen werde.“

„Warum nicht um sieben Uhr?“ fragte die Königin angstvoll.

„Nun, ja, um sieben Uhr denn . . . Adieu!“

Sie küssen sich und können damit nicht aufhören. —

„Adieu!“ Und der König reißt sich aus den Armen der Königin. „Adieu!“ —

Auf der Treppe wird des Königs Tochter unwohl; die Königin unterstützt sie; dann dreht sie sich plötzlich gegen die Beamten und ruft mit furchtbarer Stimme: „Ihr seid Alle Verbrecher!“ —

Während der Nacht vom 20. zum 21. Januar, während der ganzen Nacht hörte Madame royale ihre Mütter, die sich gar nicht entkleidet hatte, auf ihrem Bette vor Schmerz und Frost zittern. Maria Antoinette seufzte unaufhörlich nach der Stunde um sieben, die ihr zum letzten Abschiednehmen versprochen worden war. — Ein Lärm schreckt sie empor; aber es ist nicht der Lärm der erwachenden Stadt Paris. Die Thür öffnet sich — ach! es ist nur ein Buch, welches man für die Messe des Königs holt. — Welche lange, qualvolle Zeit! — Welche Minuten! — Welche Ewigkeit diese Stunde, bis zum Trompetenschmetter! — Der König war fort. —

Im dritten Stockwerke des Thurmes, da weinen nun drei Frauen und beten, während ein armes Kind, ihren Armen entronnen und naß von ihren Thränen, zu den Commissairen ruft: „Laßt mich gehen, ich will das Volk bitten, daß es meinen Papa König nicht sterben lasse!“

Einige Stunden später befehlen Artillerie-Salven Marie Antoinette, daß ihre Kinder keinen Vater mehr haben. —

Unter dem Datum des nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. folgenden Tages steht in den Registern des Temple Folgendes: „Marie Antoinette verlangte für sich und ihre Familie einen vollständigen Traueranzug der einfachsten Art.“

Ein Trauerkleid! Wird es ihr die entmenschte Revolution wohl bewilligen? Man berathschlagte, und am 23. Januar wagte die Gemeinde zu beschließen, daß dem Verlangen Marie Antoinettens Genüge geschehe; die Trauer um den Gatten, den Vater, den Bruder ward also der Wittve, den Kindern und der Schwester gestattet.

Die Wittve trug von nun an die Trauerkleider, welche sie der Gnade der Republik schuldete. Ihr Haupt war mit einer gewöhnlichen Haube bekleidet, wie sie das Volk trägt; der Flor fiel von beiden Seiten auf ihre Schultern und bis auf das große weiße Halstuch, welches über ihrem Halse durch eine gewöhnliche Nadel gekreuzt war. Ueber ihrem schwarzen Kleide trug sie dann noch einen kleinen schwarzen, weißeingefaßten Shawl.

Um ihre Stirn, längs den Schläfen, lagen, aus der Haube hervorquellend, die Flechten ihres blonden, mit Grau untermischten und schon weiß werdenden Haars. Ihre Stirn war noch stolz, und auch ihre Augenbrauen hatten noch immer den königlichen Schwung. Die Thränen aber hatten ihre Augen geröthet und sie entzündet; ihr Blick war ohne das einstige Feuer, matt und unbeweglich. Das Blau ihrer Augen hatte nicht mehr den holden Schmelz und das Leuchten von sonst; es war gläsern, kalt, fast starr. Die schöne Adlerlinie ihrer Nase war jetzt eine hagere, trockene und scharfe Kante geworden und man hätte glauben können, die Todesangst habe die Nasenflügel abgezehrt. Die Lippen blähten nicht mehr, und das Lächeln hatte für immer diesen welken, faltigen, eingefallenen Mund verlassen. Leben und Blut war aus diesem Körper gewichen, und wer sie jetzt sah, diese ehemalige Königin von Frankreich, der hätte gemeint, einer jener großen und bleichen Figuren zu begegnen, die der Kasteiung sich weihen, ja, einer Heiligen.

Das Unglück hatte das Gemüth der Königin wie ihr Antlitz mitgenommen. Keine Freude, kein Frohsinn, Nichts beschäftigte sie, als sie selbst. Alles war in ihr erloschen, Alles zur Ruhe gegangen, trostlos oder eingebettet in eine stumme Sanftmüthigkeit. Von dieser Fürstin, von diesem Weibe: — Nichts als die in tiefer Seele trauernde Wittve war davon geblieben! Die Kränkungen berührten sie nicht mehr, die Beschimpfungen gingen an ihr unbemerkt vorüber, die Quälereien bemitleidete sie. Für sie war nun die Zukunft ohne Schrecken; sie kannte ihr Geschick; Marie Antoinette ging dem Tode wie einer Heimath und Wiedervereinigung entgegen, ruhig und mit frommem Sehnen. Sie betete, sie betete unaufhörlich und vertiefte sich in Gebetbücher wie: „der Tag des Christen!“ sie lag in Andacht vor dem blutenden und von Dolchen durchstochenen Herzen der heiligen Jungfrau Maria; sie gehörte schon nicht mehr der Erde an; ihre Seele erhob sich, löste sich jeden Tag mehr von der Erde ab und schien ihre Flügel zu versuchen.

Die Königin überließ sich in ihrem Gefängnisse ganz ihrem Schmerze und wollte nicht einmal mehr in den Garten hinab-

gehen, um nicht an der Thür vorübergehen zu müssen, aus der Ludwig XVI. getreten war, um die Guillotine zu besteigen und unter dem Nordbeil der Revolution zu verbluten.

2. Die Trennung der Königin von ihrer Familie.

Alle seitherigen Leiden der Königin sollten noch durch einen höchsten Schmerz gekrönt werden. In diesem Herzen, das nur Eine Wunde war, fand die Republik noch eine Stelle für eine neue Verwundung und schwerer als alle anderen. —

Am 3. Juli 1793. Abends um zehn Uhr, traten die Beamten des Convents bei der Königin ein. Marie Antoinette, Prinzessin Elisabeth und Madame royale hatten sich beim Geräusch der Thüren erhoben; auch der Dauphin erwachte. Die Beamten theilten der Königin den Beschluß des „Ausschusses für das öffentliche Wohl,“ den der Convent genehmigt hatte, mit:

„Der Ausschuss für das öffentliche Wohl befiehlt, daß Capet's Sohn (Ludwig XVII.) von seiner Mutter getrennt werde.“

Die Königin war nach dem Bett ihres Sohnes gestürzt, der aufschrie und sich in die Arme der Mutter warf. Sie legte sich über ihn und deckte ihn mit ihrem ganzen Körper; sie weidete sich gegen die Hände, die nach ihm langten, und die Beamten sahen, daß diese Mutter ihren Sohn nicht lassen will. Sie drohen, Gewalt zu brauchen und die Wachen zu rufen. „So tödtet mich doch erst!“ rief die Königin.

Eine Stunde, eine ganze Stunde dauerte dieser Kampf der Thränen und Drohungen, des Jornes und der Abwehr zwischen diesen Männern, die Sturm auf diese Mutter laufen, und die sem Weibe, das sie abhält, ihr den Sohn zu entreißen. Endlich drohen die Beamten, müde ihrer Schmach, daß sie das Kind tödten würden: — bei diesem Wort ist mit Einem Male das Bett frei. — Die Prinzessin und Madame royale kleiden das Kind an — der Königin war dazu keine Kraft mehr geblieben! Dann bedeckt mit den Thränen und Küffen seiner Mutter, seiner Tante und Schwester, folgt der arme, in Thränen zerfließende Kleine den Beamten: — er kommt von seiner Mutter zu einem wüsten Schußsticker Namens Simon!

Das bewilligte man wenigstens der Königin, daß sie in Ruhe weinen durfte. Es waren keine Beamten mehr um sie. Die Gefangenen blieben Tag und Nacht hinter den Riegeln; nur drei Mal des Tages brachten die Wachen das Essen und untersuchten die Gitterstäbe der Fenster. Die Prinzessin Elisabeth und Madame royale machten die Betten und bedienten die Königin, die so niedergedrückt war, daß sie sich bedienen ließ.

Die Königin lebte nur einige Stunden am Tage: es waren die Stunden, während denen sie ihrem Sohne auslauerte, wenn er die Wendeltreppe, die nach dem obersten Geschos führte, bestieg. Bald hatte sie noch eine bessere Gelegenheit entdeckt, nämlich eine kleine Spalte in dem Verschlag der Plattform des Thurmes, auf welcher das Kind spazieren geführt wurde. Zeit und Welt waren nur noch für die Königin um dieser Spalte und um dieses Augenblickes wegen da, in dem sie „ih Kind“ sehen konnte. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie die Blutmenschen dieses unschuldigste Kind zu Tode martern ließen, wolle man in Nr. 10 u. 11 d. Bl. 1863; nachlesen.

Vermischte Nachrichten.

Breslau, 12. Jan. Die Breslauer Morgenzeitung vom 12. d. Mts. nennt den Verfasser eines Artikels der Provinzialzeitung, den sie der Aufforderung zum Meineid und Eidbruch beschuldigt, einen „jesuitischen.“ Diese Bezeichnung ist niederträchtig, indem sie eine unverschämte Verleumdung gegen einen katholischen Orden enthält.

Myslowig. Am 27. December v. J. sind die Mitglieder des hiesigen kath. Gesellenvereins in zwei ansprechenden Theaterstücken (deutsch und polnisch) wiederholt öffentlich aufgetreten. Die Theilnahme war eine so zahlreiche, daß der Saal nicht alle Gäste aufnehmen konnte. Die Leistungen der jungen Leute haben allgemein befriedigt und verdient namentlich die Aufopferung der beiden geistlichen Herren Wisloch und Wagner die vollste Anerkennung. Freilich schweigt, wie überall, so auch hier der böse Eumund nicht; doch solche Leute stellen sich ihr Armutsgewöhnlich selbst aus. Nur den Edlen zum Gefallen tritt der Verein jährlich einmal vor die Oeffentlichkeit, um kleine Proben seiner stillen Wirksamkeit zu geben.

Trier. Der hochw. Bischof Arnoldi ist am 9. d. M., 66 Jahr alt, gestorben. Er war ein ebenso frommer als eifriger Seelenhirt. Bekanntlich ward die durch ihn geschehene Ausstellung des heil. Gewandes des Gottessohnes von der deutschen Unglaubenspartei unter Vorschlebung von durchgegangenen kathol. Geistlichen und Sektirern dazu benutzt, um die fast verschollene Fehlgelbtheit des sog. Deutschkatholizismus auszugebären, von dem der Zanbagel „Wunder“ erwartete, und bei dem, wir müssen daran erinnern, protestantische Pastoren und Freimaurer Gewalter fanden — zu ihrer nachträglichen starken Beschämung.

Magdeburg. In Magdeburg wollten die preussischen Offiziere das mittelst Eisenbahn nach Holstien befördert werdende österreichische Regiment „König von Preußen“ begrüßen. Sie hielten sich verpflichtet, dieser Truppe ganz besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, wegen des Namens, den sie trägt. Man hat zusammen, es wurden Tafeln gedeckt, für Offiziere und Soldaten, und reichliche Speisen und Wein harten der Ankömmlinge, die gewiß Durst und Hunger mitbringen würden. Das preussische Offiziercorps hielt sich bereit, die Gäste zu empfangen. Endlich erlang die österreichische Musik; das Regiment rückte ein. Allgemeines kameradschaftliches Begrüßen von beiden Seiten — aber dann „zur Tafel!“ Es wurde gegessen, voculirt, angefloßen auf soldatische Brüderlichkeit — man war gegenseitig auf das Höchste zufrieden und fröhlich. Aber „der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier.“ besonders wenn er mit der Eisenbahn befördert wird. „Vorwärts!“ hieß es bei den Oesterreichern. Man nahm Abschied. Einige Stunden nach dem Abziehen dieses österreichischen Regiments erlöbte von Neuem Musik. Einige Quartiermacher, die bereits in Magdeburg waren, wurden von einem preussischen Offizier gefragt: „welches Regiment seht einrücken?“ Der Oesterreicher salutirte und sagte: „Ist kommt halt das Regiment „König von Preußen.“ Der Offizier blieb starr. „Von Preußen?“ fragte er gedehnt — „und was war denn das für eines, was eben hier wegmarschirte?“ Eben so respectvoll entgegnete der Soldat: „Das war das Regiment „Martini,“ welches halt an der Spizzen ausgezogen ist.“ Man kann sich die Ueberraschung denken, als dies qui pro quo von sämtlichen preussischen Offizieren erfahren ward.

Hamburg. Der hochw. Pater Koh ist hier angekommen, und hat seine Vorträge am ersten heil. Weihnachtstage begonnen. Welch eine schöne heilige Weihnachtszeit für unsere Gemeinde! „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind,“ haben die Engel gesungen auf Bethlehems Fluren, als der Friedensfürst im Stalle geboren wurde. Die Welt hatte den Frieden verloren und die Leidenschaften herrschten. Und obgleich Christus den Frieden gebracht, in wie vielen Herzen herrscht wieder die Leidenschaft! wie viel Unfriede auf Erden, Unfrieden mit Gott, mit sich selbst, mit dem Nächsten. Wie viele wissen nicht mehr,

ob sie mit den frommen Hirten anbeten, oder mit den Schriftgelehrten sich fern halten sollen, wie viele bezeichnen das Reinszeichnen der Sünde, wie viele sind zerfallen mit Gott und dem Gewissen und den Verhältnissen! —

München. Der „Bayerische Kurier“ erzählt seiner Zeit von dem Minister des Innern, Herrn v. Neumayr, folgende Anekdote: Bei einem Festmahle, welches im Sommer die Mitglieder der Gesellschaft „Alt-England“ auf der Renterschwaipe bei München vereinte, war auch Herr v. Neumayr zugegen. Ein zufällig anwesender Fremder (Gerichtsrath Dr. G. aus Traunstein), der gastlich herbeigezogen worden war, dankte der Gesellschaft für diese Ehre in Form eines Trinkpruches und erwähnte gelegentlich, daß er zwar seinen Urlaub schon um einen Tag überschritten habe, daß er aber in so liebenswürdiger Gesellschaft, selbst auf die Gefahr hin, von dem Minister „eine Nase“ zu bekommen, seinen Urlaub noch um einen Tag überschreiten möchte. Wenige Minuten darauf stellte ihm einer der Herren mit einer höflichen Empfehlung ein Stück Papier zu, worauf mit Blei eine ungeheurer Nase gezeichnet war, mit der eigenhändigen Unterschrift: „v. Neumayr, Minister des Innern.“ Herr v. Neumayr ist einer der ausgezeichnetsten höheren Beamten Baierns und besitzt zugleich noch die glückliche Gabe eines geistreichen Humors, so daß er allbekannt ist.

Von **Regensburg** wird gemeldet, daß die nimmermüde wohlthätige Hand Sr. Maj. des Königs Ludwig zur Gründung einer Rettungsanstalt in Parsberg die großmüthige Gabe von 2000 fl. angewiesen hat.

Wien. Mehr als tausend Familien der Residenz hörten am 4. Januar von ihren freudig bewegten Kindern beim Nachhausekommen aus der Schule den Ruf: „Die Kaiserin Elisabeth war heute bei uns in der Schule.“ — Dieselben geruhte nämlich die äußeren Schulen der Ursulinerlosterfrauen zu besuchen, in jeder der vier Normalklassen ein Examen aus verschiedenen Lehrgegenständen zu gestatten und in der Induftriehschule die weiblichen Arbeiten zu beschichtigen.

In **Bukarest** ist jetzt auch das Plündern an der Tagesordnung. Am 27. December hat die Kammer mit großer Mehrheit den Antrag auf Einsäckelung der Klostergüter angenommen. Und zur Feier dieses Raubbeschlusses haben dann gar noch Militärmusikbänden die Stadt durchzogen, und viele Bojaren (adelige Herren, die vermutlich auf einen Theil der Beute spekulirten) haben illuminirt. Die beraubten Klöster sind griechische.

England. (Criminalfall.) Eine englische Zeitung berichtet aus Amerika folgenden Vorfalle. In dem Bureau der United-States-Press-Company zu Saint-Louis (Missouri) ist ein bedeutender Diebstahl verübt worden. Der Dieb drang zur Nachtzeit mit Hilfe eines falschen Schlüssels in das Kassenlokal und chloroformirte im Schlafe den Gehilfen und den Wächter, die in dem Lokal schliefen. Er nahm dann aus der Tasche des Gehilfen den Schlüssel, öffnete die Kasse, entwendete 60,000 Dollars und entfernte sich, nachdem er alles wieder verschlossen und den Kassenschlüssel dem Gehilfen in die Tasche gesteckt hatte. Als der Raub bemerkt wurde, fiel der Verdacht auf einen gewissen Karl Noyes, ehemaligen Agenten der General-Direktion der Posten. Derselbe wurde in einem Gasthause arretilt und sollte über Nacht von einem Polizeidiener bewacht werden, um ihn am folgenden Tage in das Gefängniß zu setzen. Noyes war dabei sehr heiter und feierte am Abend angeblich seinen Geburtstag. Er trank fleißig und nöthigte den Polizeidiener zum Trinken. Diesem hatte er eine narkotische Substanz unter das Getränk gemischt, die bald ihre Wirkung that. Als der Polizeidiener fest schlief, entfernte sich Noyes, nahm einen Wagen und fuhr ab. Er ist glücklich mit dem Raube nach Canada entkommen.

— Nach dem eben ausgegebenen „Directory“ giebt es in England und Wales jetzt 1267 katholische Priester (vor einem

Jahre 1242), 907 Kirchen und Kapellen (872), 56 klösterliche Genossenschaften von Männern (55), 173 Frauenklöster (162). Schottland zählt 178 Priester (175), 191 Kirchen, Kapellen und Stationen (193), 13 Frauenklöster (9). Es giebt jetzt 22 katholische Pairs und 46 Baronets; das Unterhaus zählt 33 katholische Mitglieder.

— Die Stadt London hat jetzt 24 Theater, 22 Musikhallen, 5 große Zwitteranstalten zwischen Theater und Musikhalle, etwa ein halbes Duzend von Gebäuden riesenmäßigen Umfangs, welche in einem fort mit „entertainments“ der mannichfaltigsten Art eine unzählige Menge Schau- und Hörlustiger anziehen, in ihren Umkreis einschließt; von Casino's, Lustgärten, „harmornischen Meetings“ u. dgl., so wie von den nationalen Museen und Ausstellungen ganz abgesehen.

Paris. Herr Renan, der berühmte Verfasser des „Leben Jesu,“ ist schon seit langer Zeit Freimaurer und zwar Großkanzler des großen Orients von Paris. Auch die Schandchrift: „Le Maudit“ ist im Auftrage der Logen geschrieben und die Französischen Logen haben 50,000 Frks. zur Bestreitung der Kosten für Annoncen, Journalreclamen und Verwendung lägnerischer Prospekte beigezeichnet. (Nun! Freimaurerei unschuldig?)

Frankreich. Das „Journal du Havre“ giebt unter dem Titel: „Eine Decemberwoche des Jahres 1863“ eine statistische Uebersicht des durch die Stürme im Anfang dieses Monats auf dem Meere angerichteten Unheils. Es werden 1428 Unglücksfälle aufgezählt, die sich während der ersten zehn Tage des December zutragen, und zwar 1158 mehr oder minder erhebliche Schiffbrüche, in den Schiff und Mannschaft gerettet wurden; 230 Schiffe die unwiderauslich verloren sind; 27 Schiffe die mit Mann und Maus spurlos verschwunden sind; 13 untergegangene Fischerbarcken. In den ersten vierzehn Tagen des November betrug die Zahl der Unglücksfälle auf dem Meere 1160.

— Dieser Tage wurde vor den Äffsen des Gard-Departements in Frankreich ein Herr Moreau wegen nächtlichen Einbruchs und Diebstahls zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Die Sache erregte deshalb großes Aufsehen, weil besagter Moreau der leibhaftige Polizeicommissär des Städtchens Anduze war. Er wurde von einem Kaufmann, in dessen Haus er wohnte, auf frischer That ertappt.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Selma Blogner, Hr. Kaufm. H. Wandel, Waldenburg; Fr. Anna Großmann, Hr. Kaufm. F. Keller, Breslau; Fr. Emilie Stier, Hr. Gutbes. Aug. Lauterbach, Langenbielau.

Gestorben. Königl. Rechtsanwält Justizrath Schneider, Mag. Buchhalter Zehnel, Breslau; Pr.-Lieut. a. D. v. Gottberg, Berlin; Eisen-Buchhalter C. Steinmeß, Breslau; Fr. Zul. Grundte geb. Steinlein, D. Wette; Verw. Fr. Barbara Müller geb. Bittner, Würben; Schullehrer D. Wolf, Oppersdorf; Alfred Sabarth, Tertianer, auf der Eisbahn zu Ratibor verschwunden.

Heute früh 9 Uhr starb die verwitwete Frau **Barbara Müller** geb. Bittner, mit den heil. Sterbesakramenten versehen, fromm und gottergeben, 78 Jahre alt an Altersschwäche. Dies allen ihren vielen Freunden und Bekannten mit der Bitte um ein frommes Memento für eine so liebevolle gute Mutter.

Würben bei Königszelt, den 7. Januar 1864.

[8]

Jos. Müller, Pfarrer.

Todes-Anzeige.

Gestern den 8. Januar gegen 6 Uhr Abends entriß uns der Tod unser liebes einziges Kind und Söhnchen **Franz** nach 9stündigem Krankenlager, im Alter von 4 Jahren 10 Monaten.

Um stille Theilnahme bittend, zeigen wir dies, Schmerzlich betrübt, allen entfernten Verwandten und Freunden an.

Pronzendorf, den 9. Januar 1864.

[11]

Joseph Mummert und Frau.

Dankfagung.

Um der süßen Pflicht der Dankbarkeit zu genügen fühle ich mich verbunden, allen geehrten Mitgliedern und Wohltätern des Meißner Zweig-Vereines zur ewigen Anbetung des allerheiligsten Altars-Sakramentes und Unterstützung armer Kirchen hiermit meinen und meiner armen Gemeinde innigsten Dank in einem herzlichen „Gott bezahl's“ öffentlich darzubringen für die Opfer und persönlichen Mühen, mittelst welchen gedachter Verein auch der hiesigen sehr armen Kirche eine so erfreuliche Unterstützung an Paramenten und Wäsche hat zu Theil werden lassen können. Möge der Herr diese Förderung seiner Ehre und Verherrlichung Allen nicht nur hienieden vergelten mit seinem reichen Gnadensegnen, sondern sie dereinst auch würdigen, vor seinem heiligsten Angesichte in beseligendster Anbetung weilen zu können in alle Ewigkeit!

Markt Bohrau, den 6. Januar 1864.

Stein, Pfarrer und Erzpriester.

14tes Stiftungsfest des kathol. Gesellen-Vereines,

Montag, den 18. Januar o., im Saale zum Schiefwerder. Einlaß 3 Uhr, Anfang 6 Uhr. Karten zu nummerirten Plätzen à 10 Sgr. sind nur zu haben beim Kassellan **Scholz**, Schmettebrücke Stadt Danzig, zu den übrigen Plätzen à 7½ Sgr. bis 2¼ Sgr. bei den Herren: Kaufmann **Verderber**, Ring Nr. 8, **Jahn**, Kleine Grobchengasse 32, **Hiel**, Dhlauerstraße Nr. 42, **Barwisch**, St. Vincenz-Bibliothek, Einhornstraße. [13]

Flügel und Piano's

stehen zum Verkauf beim Hoflieferanten **A. Seiler**, Neuen Taschenstrasse No. 5. [10]

J. Pollack, Handschuhmacher,

Oderstraße Nr. 38,

empfeht sich einem geehrten Publikum zur gütigen Beachtung. [12]

Breslauer Börse vom 11. Januar 1864.

Getreide-Preise vom 11. Jan

| | | | | | | |
|------------------------|---------|---------------------|---------|----------------------|--------|-------------------------------|
| Freiw.Staats-Anl. 4½ | — | Posener Pfandbr. 3½ | — | Schles.neueLit.B. 4 | — | W. Weizen Schfl. 54—63—68 Sg |
| convert.v. 50 u. 52 4 | 95 B. | do. do. 4 | — | do. Lit. C. . . 4 | 100 B. | G. Weizen . . . 52—59—61 . |
| Preuss. Anl. 1853 4 | — | do. do. neue 4 | 93½ B. | do. Lit. B. . . 3½ | — | Roggen . . . 39—41—43 . |
| Preuss. Anl. 55. 56 4½ | 99½ G. | Schles. Pfandbr. 3½ | 92½ B. | Schles. Rentenbr. 4 | 98½ B. | Gerste . . . 31—34—37 . |
| Preuss. Anl. v. 59 5 | 104½ G. | do. Rustical 4 | 100½ B. | Posen. Rentenbr. 4 | 93½ G. | Hafer . . . 25—27—29 . |
| Präm.-Anl. 1855 3½ | 120¼ B. | do. do. 3½ | — | Oesterr. Nat.-Anl. 5 | 67 B. | Erbsen . . . 40—45—50 . |
| Staats-Schuldsch. 3½ | 88 B | Schles.neueLit.A. 4 | 100¼ B. | Oesterr. Banknoten | 83½ B. | Kartoffeln . . . Sack 26—36 . |